Gérard Klockenbring: Das Buch Genesis. Mysterienmotive im Alten Testament, Stuttgart 2000, S. 50-62:

DER SIEBTE TAG

Vom Schmetterling zum »Ich bin«

Wir haben die großen Entwicklungsstufen verfolgt, die das Neue Testament Äonen nennen wird, große Zeitkreise, die wie kosmische Tage aufeinander folgen - ein großes Atmen im Werden der Welt.

Eine erste Stufe in diesem Werdegang war die Schöpfung der Urbilder, der Ur-Kräfte, die später dadurch, dass sie sich dem Stoff einprägten, die vielfältigen Wesen hervorbrachten. Das Universum war damals gekennzeichnet durch seine Fülle - Himmel und Erde - und die Polarität zwischen Zentrum und Peripherie.

Auf einer zweiten Stufe erscheinen die Urbilder alles Belebten, dann das Urbild des be-seelten Lebens. Wir haben uns dann darauf konzentriert, wie die Ur-Polarität, der Gegensatz zwischen Mitte und Umkreis, sich zu spiegeln beginnt in der Erschaffung von zwei Arten beseelter Wesen, einerseits der über der Erde hinfliegenden Wesen, andererseits der Wesen, von denen das Wasser wimmelt.

Wir haben uns darunter jedoch noch keine materiellen Geschöpfe aus Fleisch und Blut vorzustellen. Vielmehr handelt es sich um die erste, die Ur-Tierheit; und wir haben im Schmetterling, in dessen Lebensweise sich die beiden Pole aussprechen, ein Bild dafür gesehen. Die Raupe rollt sich in sich selbst zusammen, sobald man sie berührt, und bildet eine kleine Kugel. Ihr Leben besteht allein darin zu fressen, das heißt der äußeren Welt zu entnehmen, was ihr Inneres nährt. Sie ist Bild des Poles, der dadurch charakterisiert ist, dass eine Mitte geschaffen und alles andere auf diese Mitte bezogen wird.

Der andere Pol tut sich zuerst darin kund, dass die Chrysalide, die Schmetterlingspuppe, erscheint; in ihr wird die Raupe einem Zerstörungsprozess unterworfen, in dessen Verlauf eine durch Kräfte ganz, anderer Art hervorgerufene Metamorphose stattfindet. Man kann beobachten, dass auf der physischen Ebene der Schmetterling fast nichts von der Raupe bewahrt. Seine Struktur zeigt radiale geometrische Figuren, denn der Schmetterling ist ein Wesen, das in der Peripherie lebt, das umherflattert, nirgends haltmachend, alle Dinge nur streifend, nur die Oberfläche der Blüten berührend, ganz den Bewegungen der Luft hingegeben, sich im Umkreis, im Licht auflösend.

Seine Verwandtschaft mit dem Licht offenbart der Schmetterling in den Farben, die ihn unter allen Tieren in besonderer Weise auszeichnen. Er ist in der Tierwelt das am wenigsten materielle Geschöpf, eine leise Berührung genügt bereits, sein Leben auszulöschen.

Im Laufe seines kurzen Lebens inkarniert der Schmetterling also zuerst den Teil der Tierheit, der ganz auf sich selbst konzentriert ist, und dann den anderen, der sich ganz auf den Umkreis hin orientiert und sich von allem befreit, was ihn zurückhalten könnte. Beide

Pole der Tierheit finden somit ihren Ausdruck in einem einzigen Geschöpf. Der Schmetterling ist gleichsam das Urbild der Tierheit.

Was wir jetzt erscheinen sehen, ist nicht die Tierheit als Ganzes, als umfassendes Wesen, sondern sind die Fähigkeiten, die mit den verschiedenen Tierformen verknüpft sind. Es entspricht durchaus der Wirklichkeit, wenn wir uns vorstellen, dass da ein Übergang von der Tierheit zum Menschen stattfand; und wir werden in dieser Anschauung unterstützt durch Zwischenformen, die eine Verwandtschaft zwischen dem Menschen und gewissen Tierformen erkennen lassen. Die Beobachtung dieser Verwandtschaft ließ im 17. Jahrhundert eine ganze Schule entstehen, in der man physiognomische Ähnlichkeiten zwischen dem Menschen und den verschiedenen Tierarten studierte. Dieses vergleichende Nebeneinanderhalten, «das in Zeichnungen, vor allem in den damals Mode gewordenen Profil-Schattenrissen einen Ausdruck fand, ließ klar erkennen, dass er Mensch in seinen Formen alle Möglichkeiten vereint, die im Tierreich in die einzelnen Arten auseinandergelagt sind. Hat man sich diesen Zusammenhang verdeutlicht, kann man mit Recht sagen: Die Tiere sind eben nicht Evolutionsstufen, welche das Erscheinen des Menschen in der Weise vorbereiten, dass der Mensch »vom Affen abstammt«. Das Umgekehrte gilt, dass nämlich die Tiere vom Menschen abstammen. Das bedeutet, das Bild des Menschen so sehen, wie die in der Entwicklung wirkende Schöpferkraft es zu gestalten strebte: auftauchend aus der Tierheit, aus dieser großen polar strukturierten Wirklichkeit, wie sie durch die Entwicklungsphasen des Schmetterlings illustriert wird.

Der nächste Schritt ist nun der auf den Menschen hin. Die universelle Schöpferkraft macht verschiedene Entwürfe, von denen sich einige erhalten - so wie es einem Künstler, der ein Werk konzipiert hat, meist nicht auf Anhieb gelingt, es zu realisieren; er macht ein anderes, das dem, wovon er träumt, näherkommt, dann ein drittes, das seinem Ziel noch näher kommt. Die am höchsten entwickelten Tierarten sind nichts anderes als Markpfähle auf dem Weg, auf dem die göttliche Schöpferkraft daran arbeitet, das entstehen zu lassen, was einmal zum Träger des Menschenwesens werden soll. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen sehr viele Organismen gebildet werden, die verschiedenen Seelenfähigkeiten entsprechen, welche in der vegetativ bestimmten Raupe noch nicht vorhanden waren. In der Folge entstehen Formen beträchtlicher Größe, Körper, die manchmal von Grausamkeit bewohnt sind - das Krokodil und der Kaiman stammen von ihnen ab -, andere, die schwerer, aber weniger aggressiv sind: das Nilpferd, das Rhinozeros. Auch andere Formen erscheinen, die wie die Gazelle über die Schwere triumphieren oder wie die Affen in die Kronen der Bäume klettern. Andere entwickeln bestimmte Sinnesfähigkeiten (Geruch, Gehör, Gesicht und so weiter) in besonders ausgeprägter Weise oder auch Organe, die den Bewegungsinstinkten angemessen sind: Ein Finger wird zu einem Huf, die Fingernägel verwandeln sich in Krallen. Das Studium der verschiedenen Tierarten lässt erkennen, wie alle Instinktmöglichkeiten auf eine zentrale Idee hin orientiert sind, auf ein Bild, das sie alle umfasst.

Das Auftreten der bereits hoch entwickelten Säugetiere fällt schon in den sechsten Tag, an dem auch der Mensch erscheinen soll.

Die verschiedenen Tierarten sind in Wirklichkeit heruntergesunkene, abgelegte Formen eines noch unsichtbaren Wesens; sie sind in ihrer Entwicklung in einer Phase stehen geblieben, da dieses noch nicht gebildet war. Der Mensch entwickelte sich weiter, weil er noch in einem embryonalen Zustand, weil er noch unvollendet war, während die Tiere in verschiedenen Entwurfsstadien erstarrt sind. Das Ganze aber läuft auf das Erscheinen des Menschen zu; daher wird gesagt: »Gott sah alles, was er gemacht hatte, und da, es war sehr gut.«

»Gott sprach: Machen wir den Menschen in unserem Bild nach unserem Gleichnis!«

Vom ersten Augenblick an, da der Mensch konzipiert wird, geht in ihn etwas über vom Mysterium der Gottheit selbst - Ausdruck einer sehr tiefen Weisheit. Dass der Mensch eines der Geheimnisse der Gottheit spiegelt, zeigt sich im Augenblick, da sich sein Erscheinen vorbereitet, in der Tatsache, dass die Gottheit zu sich selbst spricht.

Das war bisher noch nie geschehen. Gott hatte bisher nur ausgesprochen, was geschehen sollte, und das war dann auch geschehen. Nun spricht die Gottheit von sich in der Mehrzahl: »Machen wir den Menschen in unserem Bilde nach unserem Gleichnis!« Das ist nicht einfach das »Wir«, wie es Fürsten oder Päpste gebrauchten.

Es handelt sich hier tatsächlich um die Fülle göttlicher Wesenheiten; und wir erinnern uns, dass das entsprechende hebräische Wort ein Plural ist: Elohim. Denn Gott ist vielfältig und das Ganze, er ist zugleich Eins und Vieles. Dieses Gottesgeheimnis ist dem Wesen des Menschen von Anfang an eingeschrieben: Auch der Mensch ist zugleich Eins und Vieles. Das Geheimnis der Gottheit findet sich wieder im Menschen.

Wenn ich eine Handlung vollbringe, weiß ich mich als den Handelnden. Es kann indessen vorkommen, dass ich im Nachhinein feststelle, dass ich im Zorn oder getrieben von einem Wunsch, einem Verlangen, einer Illusion, einer Hoffnung und so weiter handelte. Dann muss ich mir sagen: Das war nicht ich, der das getan hat. - Und trotzdem ist die Handlung getan worden. Ich erkenne auf diese Weise, dass ich Eins und dass ich Vieles bin.

Dieses Geheimnis teilt also der Mensch mit der Gottheit. Nicht dass Gott sich widerspräche! Aber über Bewusstseinsseinheit und zugleich über Vielfältigkeit zu verfügen, gehört zur göttlichen Natur; und diese göttliche Verfasstheit ist in dem Satz ausgesprochen: »Machen wir den Menschen in unserem Bild nach unserem Gleichnis!«

Was charakterisiert den Menschen gegenüber allen anderen Geschöpfen? Dass deren Verhalten durch die Gesetze ihrer Natur bestimmt ist. Gewiss, auch der Mensch handelt seiner Natur gemäß; er ist jedoch fähig, diese Gesetze seiner Natur zu erkennen und zu verstehen, er hat eine Menschen-Kenntnis, eine Anthropologie entwickelt. Der Hund kann keine »Hunde-Kenntnis« entwickeln. Der Mensch ist dazu aufgerufen, sich der ihn

lenkenden Gesetze bewusst zu werden, in seiner Seele die Gesetze widerzuspiegeln, die ihn geschaffen haben, und dadurch eine gewisse Macht über sie auszuüben.

Dadurch also unterscheidet sich der Mensch von allen anderen Geschöpfen; dadurch darf er über sie schalten und walten. Das Erscheinen des Menschen wird mit großer Kraft betont: Dreimal findet sich das Wort »schaffen«. »Gott schuf« – das heißt, er gab der Entwicklung einen neuen Impuls.

»Gott schuf den Menschen in seinem Bilde, im Bilde Gottes schuf er ihn; männlich und weiblich schuf er sie.«

Wir sagten oben, dass Gott bei der Erschaffung des Menschen in dessen Wesen einen Teil seines eigenen Geheimnisses hineinprägte.

Wir haben gesehen, dass von Stufe zu Stufe der Entwicklung sich eine Polarität offenbarte. Zuerst schuf Gott die Himmel und die Erde; dann bewirkte er die Scheidung in die Wasser oben und die Wasser unten. Sogar die Tierwelt spiegelt in den fliegenden und den schwimmenden Tieren diese Polarität wider. Und nun erscheint sie im Wesen des Menschen selbst: »Männlich, weiblich schuf er sie.« Das Geheimnis Gottes – dass er zugleich Eines und ein Vielfältiges ist – findet sich im Menschen wieder: Der Mensch ist eins und doppelt. Es heißt: »Im Bilde Gottes schuf er ihn« – Einzahl! – und unmittelbar darauf: »Männlich, weiblich schuf er sie.«

Man sieht, ein trockenes Denken und starre Kategorien werden dem Anfang der Genesis nicht gerecht. Die Sprache der Bibel ist außerordentlich beweglich in sich selbst, was sich beispielsweise im Gebrauch des Plural ausdrückt, dem wir schon verschiedentlich begegnet sind. In vielen Übersetzungen wurde versucht, der Doppelnatur des Menschen, der zugleich eine Einheit und eine Zweiheit ist, durch allerlei Interpretationskünste auszuweichen. Wenn man sagt: Er schuf sie als einen Mann und eine Frau - dann entspricht dies nicht dem ursprünglichen Text; denn in diesem finden sich zwei Adjektive, die nicht »Mann und Frau«, sondern »männlich und weiblich« bedeuten. Mit anderen Worten: der Mensch ist ursprünglich ein Wesen, das beide Pole in sich trägt. Griechen, Hindus, andere sogenannte heidnische Völker hatten davon einen Begriff und drückten ihn durch ein Bild aus, dessen Elemente der sinnlichen Welt entlehnt sind, durch das Bild des androgynen Menschen; ihn stellten die Griechen sogar in Statuen dar. Selbstverständlich gab es nie Wesen aus Fleisch und Blut, die wir in diesem Sinne androgyn nennen könnten. Aber die geistige Wirklichkeit, die der Mensch in seinen Anfängen war, sein Archetyp, sein Urbild, umschloss in der Tat diese beiden Pole.

»Gott segnete sie, Gott sprach zu ihnen ...« Er segnete sie, das heißt, er richtet das Wort an sie; man möchte sagen: er erfüllt sie, er überschüttet sie mit der Substanz seines Wortes. Dasselbe wurde (am fünften Tag) in Bezug auf die Tiere gesagt, jedoch in einer etwas anderen Form: »Gott segnete sie, sprechend ...« Da ist es noch das göttliche Wort allein, das aus der Gottheit quillt und wirkt. Nun heißt es: »... Gott sprach zu ihnen.« Nun ist ein

Bewusstsein anwesend, das die Worte, die Gedanken Gottes wahrnehmen kann. Zum ersten Mal wendet sich Gott an ein anderes Wesen, zum ersten Mal hat er ein Gegenüber.

»Gott sprach zu ihnen: Fruchtet und mehrt euch und füllet die Erde und bemächtigt euch ihrer! Schaltet über das Fischvolk des Meeres, den Vogel des Himmels und alles Lebendige, das auf Erden sich regt.«

Das also ist die erste Aufgabe, die der Mensch bekommt: Er soll ein Zentrum sein, das Verantwortung trägt für den Lauf und die Einrichtung der Welt, er ist dazu aufgerufen, die Welt zu ordnen. Dann heißt es:

»Da gebe ich euch alles samensäende Kraut, das auf dem Antlitz der Erde all ist, und all jeden Baum, daran samensäende Baumfrucht ist, euch sei es zum Essen ...«

Hier drückt sich ein weiterer Aspekt der Polarität in der Menschennatur aus. Der Mensch soll zuerst Herrscher sein; er soll sich der Welt bemächtigen und sie gestalten – das ist das Besondere, das Einmalige an ihm. Er unterscheidet sich von allen anderen Geschöpfen, und sie werden ihm zur Nahrung dienen. Aber der Mensch muss sich der Tatsache bewusstwerden, dass sich die Geschöpfe ihm hinopfern; auch das gehört zu den Gesetzen seiner Natur. Er wird sich so einerseits eines Teiles seiner Verantwortung bewusst, seiner Besonderheit als Mensch, und andererseits seiner Solidarität mit den ihn umgebenden Geschöpfen und seiner Abhängigkeit von ihnen. Dieses Verhältnis zueinander und diese Abhängigkeit voneinander sollten immer im Bewusstsein des Menschen leben.

Als der erste Schöpfungsakt vollendet war, sah Gott das Licht und sah, »dass es gut ist«. Dieses Betrachten und Sich-Bewusstmachen des Geschaffenen setzt sich fort, bis es dann am sechsten Tag, als das Werk vollendet ist, heißt: »Gott sah alles, was er gemacht hatte, und da, es war sehr gut.« Auch dieses Sich-zum-Bewusstsein-Bringen gehört zum Geheimnis der menschlichen Natur. Der Mensch ist nicht dazu geschaffen, nur von einem Tag auf den anderen zu leben.

In Wirklichkeit lebt er so, dass er seine Kräfte in einer fortwährend erneuerten Aktivität verausgabt. Es ist seiner Natur aber auch eingeschrieben, dass er immer wieder innehält, um das, was er getan hat, zu betrachten. Er verfügt somit in seinem Bewusstsein über zwei polare Fähigkeiten, die so beschaffen sind, dass er sich der einen bedienen kann, um die andere anzuschauen. Das kann das Tier nicht; es hat in sich zwar auch eine Polarität - es kann sich auf sich selbst konzentrieren und sich dann wieder seiner Umgebung zuwenden -, aber mehr als um eine tatsächliche Fähigkeit handelt es sich dabei um eine Möglichkeit. Der Mensch dagegen kann lernen, auf beiden Instrumenten zu spielen und sich des einen zu bedienen, um das andere wahrzunehmen. Es wurde also dem Menschen die Möglichkeit gegeben, die Gesetze der Welt in einem globalen Bewusstsein zu umschließen.

Für das praktische Leben ist dieses Phänomen von allergrößter Bedeutung. Man spricht von ihm oft in philosophischen Begriffen, es ist indessen eine alltägliche Wirklichkeit. Wir

sind uns dessen nicht immer bewusst, und doch gewinnen unsere Tage nur dann einen Sinn, wenn wir uns fragen: Bin ich blinden Gesetzen unterworfen oder gibt es in meinem Leben eine Ordnung? Bin ich bloß das Ergebnis aufeinander folgender und sich ineinander verzahnender Gesetze, oder setze ich sie selbst in Gang? Ist alles nur Zufall oder gibt es zwischen den Phänomenen, die in meinem Leben auftauchen, einen Zusammenhang?

In der Antwort, die sich ein Mensch auf diese Fragen gibt, drückt sich seine innerste Grundhaltung dem Leben gegenüber aus. Der eine gelangt zu der Überzeugung, dass die Welt in sich zusammenhängt, dass trotz aller Widersprüche und endlosen Fragen die Dinge sich miteinander verknüpfen und in einem Sinn zusammenlaufen; der andere, der, dem es nicht gelingt, die Fäden auf diese Weise zu verknüpfen, wird sich immer wieder in Verzweiflung, ja Angst die bange Frage stellen: Und wenn all das sinnlos, vergebens wäre? Dabei kommt es gar nicht so sehr darauf an, welche Begriffe wir bilden, um auf die Frage zu antworten, ob in der Welt mannigfaltige Kräfte sinnvoll zusammenspielen oder im Grunde überall nur Zufall und Chaos herrschen. Man kann sehr wohl im Kopf ein ausgearbeitetes philosophisches, ja selbst theologisches Gedankengebäude mit sich herumtragen, das einem zu verstehen gibt, alles sei vorzüglich geordnet. Auf dem tiefsten Grund unseres Wesens schläft indessen ein Wesen, das an den Zufall glaubt. Diesem Wesen in den Tiefen nicht unserem gewöhnlichen, alltäglichen Oberflächenbewusstsein – schulden wir eine Antwort; und zwar aus einem Bereich, in dem wir ahnen können, wie wir unser Grundverhalten einrichten müssen, damit die Wirklichkeiten selbst uns die Evidenz vermitteln: Die Welt ist eins und zusammenhängend. Mit anderen Worten: Die Welt ist von einem Bewusstsein durchdrungen.

Der Name, den man dieser Wirklichkeit gibt, ist dann von sekundärer Bedeutung. In Wirklichkeit handelt es sich um den Inhalt des Wortes »Gott«. Kein einziges, einem materialisierten menschlichen Denken entsprungenes Bild, weder der ehrwürdige Alte mit dem weißen Bart noch die anmutige Göttin Venus, kann Gott wirklich gemäß sein. Einzig kann sich ihm nähern die im tiefsten Innern gelebte Überzeugung, getragen zu sein - nicht anders als von seiner Gestalt und seinem Skelett - von dem tief inneren Bewusstsein: Ja, die Erscheinungen der Welt sind verbunden nach einer Ordnung; ein Bewusstsein lenkt die Welt und ihre Entwicklung. - Selbst wenn es in dem Gedankensystem von Teilhard de Chardin Widersprüche und Brüche gibt (es ist, wissenschaftlich gesehen, nicht ohne Fehler), so liegt ihm doch die innere Erfahrung dessen zugrunde, was er den Zusammenfluss der ganzen Evolution in einem Ziel nannte.

Gewiss, er hat das weder mit den Augen noch mit den Händen wahrgenommen; aber in seinem Geist blitzte eine Evidenz auf, die so deutlich war wie das, was wir mit den Augen sehen: Alle großen Strömungen der Entwicklung sind auf einen Zielpunkt hin ausgerichtet. Diesen Punkt nannte er den »Punkt Omega«.

Die Entdeckung, dass das Universum einem Ziel zustrebt, dass es nicht dem Zufall ausgeliefert ist, ist außerordentlich wichtig. Diese Tatsache spiegelt sich in Worten wie: »Gott sah alles, was er gemacht hatte.« In diesen Worten ist ausgedrückt, dass im Kosmos, in

der Totalität des Seins ein Bewusstsein anwesend ist, das alles umfasst, ein Bewusstsein, das man sich nicht nach dem Bild des Menschen vorstellen darf. Wir ahnen das, wenn wir erkennen, dass die Gesetze des Universums einander entsprechen. Wenn man einen etwas trivialen Vergleich gebrauchen will, der indessen die Sache genau trifft, kann man sagen: Im Kosmos gibt es keine Verkehrsunfälle, keine Zusammenstöße von Planeten; denn die kosmischen Gesetze stehen in harmonischen Beziehungen zueinander.

»Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und da, es war sehr gut. Abend ward, und Morgen ward: der sechste Tag.«

»Vollendet waren der Himmel und die Erde, und all ihre Schar.«

Vollendet hatte Gott am siebenten Tag seine Arbeit, die er machte, und feierte am siebenten Tag von all seiner Arbeit, die er machte. Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, denn an ihm feierte er von all seiner Arbeit, die machend Gott schuf.«

Mit diesen Worten beginnt das zweite Kapitel der Genesis. Am Anfang des ersten Kapitels hieß es nur: »Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.« Aus welchem Grund, zu welchem Zweck, mag man sich fragen. Welchen Sinn hat diese Schöpfung? Die Himmel und die Erde haben die Aufgabe, den Hintergrund zu bilden, vor dem das menschliche Bewusstsein in Erscheinung treten kann.

Sie waren der erste Entwurf dessen, was ihm die Möglichkeit bieten sollte zu entstehen. Die Himmel und die Erde sind nicht vollendet, solange nicht der Mensch da ist, sie in seinem Bewusstsein zu umfassen. »Vollenden« bedeutet: das hingeben, was voll macht, was wirklich einen Inhalt schafft. Von dem Augenblick an, da sich das Bewusstsein des Menschen mitten in diese Schöpfung ergoss, wurde es mit einem Inhalt erfüllt. - So heißt es weiter: »Vollendet hatte Gott am siebenten Tag seine Arbeit, die er machte. An dem Tag, von dem gesagt wird, dass er an ihm sein Werk vollendete, schafft er nichts Neues. »Er feierte am siebenten Tag von all seiner Arbeit, die er machte. Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn.«

Bisher hatte Gott die Tiere gesegnet, dann den Menschen; und nun segnet er den siebenten Tag. Im Zeitenstrom erscheint somit ein abgesonderter Raum, eine Art Zeitfragment, das ebenfalls einen Inhalt erhält. Gott teilt dem siebenten Tag also die Substanz seiner selbst mit, die er zuvor schon den Tieren und dem Menschen mitgeteilt hatte, »und er heiligte ihn«.

Das Wort »heilig« bezeichnet etwas, das herausgehoben ist, das einen besonderen Charakter trägt. Das Geheimnis der Heiligkeit besteht darin, dass man sie nicht wahrnehmen kann, wenn man sich nicht das entsprechende Organ geschaffen hat. Das heißt, dass die Erdendinge nur in dem Maße heilig sind, wie man selbst sie heiligt, wie man selbst ihnen diese Heiligkeit beilegt, man kann auch sagen: wie man sie wahrnimmt. Wenn ein Wesen Heiligkeit nicht erkennen kann, kann ihm nichts von außen zu Hilfe kommen. Es hat keinen Sinn zu sagen: Sprich nicht so, tu das nicht! das ist ein heiliger Ort! Die Gefühls- und

Gedankenqualitäten, die an einem solchen Ort gepflegt wurden und die seine Heiligkeit geschaffen haben – sie müssen wahrgenommen werden. Wenn in der Genesis gesagt wird: »Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn«, dann bedeutet das, dass er dem Menschen zur Aufgabe macht, in den aufeinanderfolgenden Zeitläuften Räume auszusparen, denen er dann den Inhalt geben wird, den er allein ihnen geben kann.

Warum denn heißt es im Vaterunser »Dein Name werde geheiligt«? Ist denn der Name Gottes nicht ohnehin heilig? Können wir Menschen der Heiligkeit Gottes etwas hinzufügen? Nein, niemand kann das, denn Gott ist das Wesen der Heiligkeit selbst. Wenn man solche Gedanken meditiert, kommt man schließlich dazu, sich zu fragen: Wozu würde es Gott dienen, heilig zu sein, wenn niemand da wäre, diese Heiligkeit wahrzunehmen? Nur dort ist für das Heilige Raum, wo es auch Menschen gibt, die plötzlich die Qualität des Heiligen zu erkennen vermögen; und wie immer auch die Heiligkeit des Wesens beschaffen ist, sie bleibt leer, wenn niemand sie bemerken kann.

Es ist dies ein großes Geheimnis. Es wird vom Menschen erwartet, dass er den Namen Gottes heiligt, dass er in der Gottheit eine Eigenschaft erkennt, die er selbst noch nicht hat, und dass er seine Gedanken dazu erhebt. Einen Ort, Handlungen, Zeitabschnitte heiligen oder weihen bedeutet nichts anderes als sie über den natürlichen Verlauf des Lebens hinausheben und sich der Qualität des Heiligen, die man ihr beimisst, bewusst zu werden. Indessen muss die Haltung dem Heiligen gegenüber menschlich und einfach bleiben; jeder ungezügelter Überschwang kann es zerstören. Nicht Kniebeugen und gestenreiches Überströmen vor einer Statue, einem Ort, einem Gegenstand schaffen eine Stimmung von Heiligkeit, sondern die Stärke des inneren Gefühls, das Schweigen, die Stille als Qualitäten der Seele, die sich dann auch dem äußeren Raum mitteilen.

Der siebte Tag, ein Siebtel der Zeit, das heißt ein Rhythmus, ein Zeitfragment wird so aus dem allgemeinen Zeitstrom herausgenommen und der Bewusstwerdung beziehungsweise der Aufmerksamkeit, die man ihm schuldet, geweiht. »Denn an ihm feierte er von all seiner Arbeit, die machend Gott schuf« – das heißt, er bestimmte ein Innehalten in dem Wirken, das auf das Tun, auf den äußeren Ausdruck ausgerichtet war.

*

»Das sind die Zeugungen der Himmel und der Erde: ihr Erschaffensein. Am Tag, da ER, Gott, Erde und Himmel machte ...«

Zum ersten Mal erscheint hier die neue Benennung Gottes. Bisher wurde er immer Elohim genannt. Nun, da er in dieser Welt des Schweigens lauscht und betrachtet, was er geschaffen hat, mitten in dieser göttlich-einen Vielfältigkeit, blitzt das Bewusstsein seiner selbst auf. Zum ersten Mal ist die Rede von Gott dem Herrn, von IHM, unausgesprochen von Jahwe. Jahwe bedeutet »Ich bin«. Dabei ist nicht das Verb »sein« entscheidend, sondern die Fähigkeit, »Ich bin« zu sagen. Daher versucht man, die Natur des Wesens, das »Ich bin« zu sagen fähig ist, durch »der Ewige« wiederzugeben; denn der Ewige ist immer

in dem »Ich bin« anwesend; sein ganzes Wesen ist im Aufblitzen dieses Selbstbewusstseins enthalten.

Worte sind nicht leere Lautfolgen, sie sind auch Kräfte. Die Juden wussten das sehr wohl und bewahrten der Sprache gegenüber immer eine respektvolle Haltung. Den Namen eines Wesens auszusprechen, bedeutet immer – ob man es will oder nicht, ob dieses Wesen es weiß oder nicht –, dass man eine gewisse Macht über es ausübt.

Den Namen von jemandem aussprechen heißt ihn rufen; er ist dann stärker anwesend als die anderen, und das macht das Mysterium des Namens aus. Die Juden empfanden die Heiligkeit der Gottheit, deren sie sich sehr wohl bewusst waren, so, dass der Mensch weder das Recht noch die Macht hatte, einen Einfluss auf sie auszuüben. Der Mensch musste Gott gegenüber ganz verfügbar, ganz Empfangender sein und durfte keine Ansprüche an ihn stellen. Daher sprach man den Namen Gottes nicht aus. Als man dann in der Schrift auch Vokale zu verzeichnen begann - das war sehr spät, bis dahin hatten die Hebräer nur Konsonanten geschrieben -, wirkte man der Versuchung, den Namen Gottes dennoch auszusprechen, dadurch entgegen, dass man unter das Tetragramm JHVH die Vokale AOE des Wortes Adonai, Herr, schrieb, aber in umgekehrter Reihenfolge: E O A; daher die Aussprache Jehova.

In dem fortschrittlichsten, am weitesten von der jüdischen Spiritualität losgelösten Buch der Bibel, in der Apokalypse, taucht dieses Geheimnis des Namens wieder auf. Es wird da erzählt (19,11-16), dass dem Reiter auf dem weißen Pferd ein Name eingeschrieben ist, den niemand kennt außer er selbst, und dass er auf seinem Gewand und an seiner Hüfte den Namen trägt: König der Könige und Herr der Herren. Gewiss, niemand kann sich vorstellen, was »Ich bin« im Munde Gottes bedeutet. Die Fähigkeit jedoch, »Ich bin« zu sagen, haben wir aus Gottes Machtvollkommenheit empfangen. Als der Mensch im Dasein erschien, war das Feld für ihn wie vorbereitet dadurch, dass Gott selbst das »Ich bin« bekräftigt hatte. Zuvor war Gott noch Ein und Alles, Hin- und Zurückfließen – das Tohuwabohu. Als aber Himmel und Erde vollendet waren und bereit war die Leinwand, auf der nun die Weltgeschichte gemalt werden sollte, als das Urbild des Menschen als Widerspiegelung des göttlichen Bewusstseins geformt war – da erschien im Herzen der Gottheit selbst die Möglichkeit, »Ich bin« zu sagen.

Daher sieht man in späteren Büchern des Alten Testaments plötzlich JHVH auftauchen, die hebräischen Konsonanten, welche den Gottesnamen tragen. »Ich bin« kann man nur für sich selbst sagen.

Gott nennt sich »Ich bin«; aber niemand kann es für ihn aussprechen, und also ist niemand fähig den Namen Gottes auszusprechen.